

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

97 (18.12.1846)

Die Entführung.

(Fortsetzung.)

„Das hier,“ fuhr Agathe fort, „eine offenbare Ungerechtigkeit sollte begangen werden, lag mir klar vor Augen, dennoch suchte ich das Mädchen zu trösten; allein diese faßte eben so schnell ein unbegrenztes Vertrauen zu mir und entdeckte mir ihre Liebe zu dem Grafen. Ich versuchte jedes Mittel, sie von der Idee abzubringen, allein ihre Liebe war fest und unerschütterlich, und ihre Bitten, ihr meine Freundschaft zu schenken, unwiderstehlich. Ich war schwach, ich gestehe es, und des Mädchens Unschuld und unvergleichliche Schönheit sprachen mich sehr an, ich erlag ihren Bitten, ihr zu einer Flucht behilflich zu seyn. Da erschien jener Abend, wo die Leiche der unglücklichen Ulrike beigesetzt werden sollte, deren trauriges Beispiel mich besonders zu der That verleitete. Er schien ihr und mir gleich günstig zur Vollbringung und so that ich denn, was sich mit meiner Pflicht nicht vereinigte.“

Kopfschüttelnd fragte der Abt: „Wie aber kam die Jungfrau zu dem Novizenkleide?“

„Das ist das größte Vergehen, dessen ich mich schuldig gemacht,“ antwortete Agathe erdühend, „ich war diejenige, die ihr das Novizenhabit brachte, um bei der Feierlichkeit unter den Novizen in der Kirche erscheinen zu können. Ich habe dadurch immer gefehlt, das gestehe ich ein, und unterwerfe mich jeder Strafe, die ein hohes Gericht über mich verbhängt; aber ich nehme das Bewußtseyn mit mir, eine offenbare Ungerechtigkeit verübt zu haben, und der Gedanke soll mich in jeder traurigen Lage trösten.“

„Wem Selbstgefühl den Busen schwellt,

Der trägt im Innern eine Welt,

Wo nimmer Stürme dräu'n.“

Mit einer Miene, welche die höchste Erbitterung anzeigte, wandte sich der redliche Abt wieder an die Uebrigen, und es entstand wieder eine lange Unterredung in lateinischer Sprache, welche der Bischof zu widerlegen suchte, allein gegen den Abt nicht aufkommen konnte.

Während dieses Wortstreites trat Brandt ein und berichtete, der Graf von Waldburg, Vater des hier gefangenen Ritters, und ein Mönch des Prämonstratenser Klosters aus Schwaben, befänden sich vor dem Thurm und begehrten Einlaß, indem sie dem hohen Klostergericht Dinge von höchster Wichtigkeit mitzutheilen hätten.

Die Thür des Gerichtssaales that sich auf und mit Bewunderung erblickte der Graf die hohen Prälaten, die hier zu Gericht saßen. „Verzeihet, hochwürdige Herren,“ sprach er, „einem Vater, dem das Glück seines einzigen Sohnes mehr als alle Schätze der Welt am Herzen liegt. Ihr seht in mir den Grafen von Waldburg, der auf die schändlichste Art von seinem Weibe und von einem trügerischen Mönchen hintergangen ist. Ich suche meinen einzigen Sohn, der sich hier befinden soll; ist dem so, so seyd barmherzig, gebt ihn mir wieder, und jedes Lösegeld, das Ihr auch fordern mögt, soll Euch werden.“

„Bei einem von kaiserlicher Majestät bestätigten Gericht, Herr Graf, bedarf es keines Lösegeldes,“ antwortete der Abt, „was aber das Recht mit sich bringt, soll Eurem Sohne werden.“

„Er ist also hier in diesem Thurme?“

„In einem der Gefängnisse, welche für Verbrecher seiner Art bestimmt sind.“

„Verbrecher? heil'ger Gott, wach ein Verbrechen beging denn mein Sohn?“

„Eine Klosterjungfrau raubte er, und an einem Diener der heiligen Kirche vergriff sich seine ruchlose Hand. Scheinen Euch diese Verbrechen für seinen jetzigen Aufenthalt etwa zu gering zu seyn?“

Der Graf schauderte fürchtbar zusammen, denn er wußte, daß schon ein Verbrechen dieser Art hinreichend war, dem Unglücklichen das Leben zu rauben.

„Aber,“ sagte er mit zitternder Stimme, „sind denn diese Beschuldigungen wahr und erwiesen?“

„Die Untersuchung ist noch nicht beendigt,“ antwortete der Abt, „noch ist eine Hoffnung vorhanden, die ihn im günstigsten Falle von der Todesstrafe retten kann.“

Jetzt drängte sich der mit dem Grafen gekommene Mönch vor, meldete den hohen Prälaten seinen schuldigen Respekt und sagte dann: „Erlaubt mir, hochwürdige und hochgelehrte Herren eine Frage: Wer war der Geistliche, an dem sich der gefangene Ritter thätlich vergriffen? darf ich Euch um seinen Namen bitten?“

„Wer seyd Ihr? und wer gab Euch das Recht, einem hohen Gericht Fragen vorzulegen?“ fragte erzürnt der Bischof.

„Mein Vorgesetzter, der Abt Theobald von Friedberg, läßt Euch durch mich, den Beichtvater dieses Klosters, hochachtungsvoll darum ersuchen.“

„Das ist ein Anderes,“ antwortete der Bischof in gemäßigtem Tone; „sein Name ist Medardus.“

„Ich wußte ihn schon,“ sagte der Mönch, „mußte ihn aber zuvor aus Eurem Munde hören. Dieser Medardus ist ein Schurke, das will ich, um eine würdige Familie vom Verderben zu retten, hier beurlauben. Ist es mir erlaubt?“

„Vor diesem hohen Gericht gilt nur Wahrheit! redet!“

„Es sind im vorwichenen Herbst sechszehn Jahre gewesen, daß an einem stürmischen Novemberabend dieser Mensch, bleich und verflört, während der Hora in die Kirche stürzte und sich auf die Stufen des Hochaltars warf. Von Reue zerfließt schien sich sein Leben hier unter Thränen auflösen zu wollen, und man sah es ihm an, wie er mit Sehnsucht dem Ende des Gottesdienstes entgegen sah. Endlich war dieser beendet, die Kirche wurde leer, nur der Fremde, der sich hier an den Stufen des Altars vor einer Verfolgung gesichert wußte, und ich befanden uns noch darin. Ich näherte mich ihm, gab ihm zu verstehen, daß ich der Beichtvater sei und bereit wäre, wenn eine begangene Sünde sein Gewissen belaste, seine Beichte zu hören und ihm, Kraft meines Amtes, Absolution zu ertheilen. Mit einem Blicke, in dem die ganze Verzweiflung eines Menschen mit den lebhaftesten Zügen ausgedrückt war, schaute mich der Fremde an, und es schien ein Kampf in seiner Seele vorzugehen, den keine menschliche Zunge zu beschreiben im Stande ist; mir war wenigstens ein solcher Zustand nie vorgekommen und ich muß gestehen, daß es mir in seiner Nähe dange wurde. Nachdem er mich eine Weile angestarrt, wobei die Muskeln seines Gesichts, sowie seine Hände krampfhaft zuckten, sagte er mich mit seiner glühenden Hand und fragte mit halberstimmter Stimme: „Sind wir allein, ehrwürdiger Vater? — ganz

allein?" Ich bejahte es, indem ich ihm sagte, wenn er mir ein Geheimniß anzuvertrauen habe, möge er mir in jenen Beichtstuhl folgen. Hier angekommen, warf sich der Fremde auf ein Knie und schlug sich mit der geballten Faust vor die Brust, als wollte er sie zermalmen.

Eine solche Reue über ein Verbrechen, das mir noch unbekannt war, löbte mir das innigste Mitleid für den Unglücklichen ein; ich bat ihn, seinem Herzen durch ein offenes Bekenntniß Luft zu machen und versprach ihm, wenn seine Reue aufrichtig sei, daß ihm Gott vergeben werde.

„O mein Vater!“ rief er hierauf, „meine Verbrechen sind groß, doch Ihr sollt sie erfahren, denn sie würden, sollte ich sie forthin bei mir bewahren, das Mark meiner Gebeine verzehren. Vor wenig Tagen war ich noch ein reicher Mann, denn ich besaß ein Weib, die mich trotz meiner Ausschweifungen und meines sehr tadelnswerthen Lebenswandels zärtlich liebte und mich zu bessern bemüht war, obgleich ich das damals nicht erkannte. Ich besaß ein lebenswerthes Kind und einen Bruder, der mich ebenfalls mehr liebte, als ich verdiente; denn er opferte mir sein Vermögen und entzog sich fast jeder Lebensfreude, weil er der Meinung war, mich zu bessern. Eines Tages kam ich, vom Wein berauscht, nach Hause, fand mein Weib in Thränen sitzend und meinen Bruder knieend zu ihren Füßen, ihre Hände an seine Lippen gedrückt. Der Satan gab mir den Gedanken ein, daß hier eine schändliche That schon vollbracht sei und daß jetzt die Reue im Busen der Schändlichen erwacht und der Beführer sie trösten wollte. Eine entsetzliche Wuth bemächtigte sich meiner, ich riß einen Dolch aus der Scheide und stieß ihn der Verrätherin in die Brust, die bewußtlos zu Boden sank. Hierauf riß ich ein Schwert von der Wand und verwundete auch meinen Bruder, ehe er sich zur Gegenwehr setzen konnte. Dieser ermannte sich indeß bald wieder, und weit entfernt, sich mit den Waffen an mir zu rächen, erstattete er mir Bericht von dem Hergang der Sache und meiner unendlichen Schuld. Es hatten sich nämlich an eben dem Tage einige bedeutende Gläubiger eingestellt, welche wegen ihrer Forderung nicht allein dringend, ja sogar unverschämt geworden und sich niedrige Drohungen erlaubt hatten. Das Partgefühl meines herrlichen Weibes war durch diese Aeußerung auf eine empfindliche Weise berührt worden, und der darauf erfolgte verzweifelte Entschluß, auf eine schreckliche Weise ihrem Leben ein Ende zu machen, um der Noth wenigstens für ihre Person zu entgehen, war die Veranlassung, welche meinen Bruder vermittelnd zu ihren Füßen geführt und jene höchst auffallende Scene herbeigeführt hatte, bei der ich unglücklicher Weise hatte Zeuge seyn müssen.“

Als ich den ganzen schrecklichen Zusammenhang der Begebenheit erfuh, bemächtigte sich meiner eine Art von Wahnsinn, denn ich hatte mein gutes Weib unschuldig ermordet und meinen Bruder vielleicht tödtlich verwundet. Um den Gerichten nicht in die Hände zu fallen, ergriß ich, nachdem ich den Scheidekuß auf die erstarrten Lippen meiner Menegilde gedrückt, die Flucht und eilte hieher, um vielleicht, wenn es möglich ist, den Himmel für meine schreckliche That in diesem Leben durch Reue und Buße wieder zu versöhnen.“

„Die Stätte der Ruhe wird nur dann Ruhestätte, wenn sie durch die Würde des Ruhenden geheiligt wird.“

Die Nonne Agathe war bei den letzten Worten der Erzählung ohnmächtig niedergesunken und ein Mönch vom hohen Gerichte hatte sich ihr hilfreich genahet. —

„Der Fremde,“ fuhr der Beichtvater fort — „war von seiner Beichte so erschöpft, daß er einer langen Erholung bedurfte, als er diese aber genossen hatte, fragte ich ihn, was er zu thun gesonnen sei? Er drückte auf die Reue krampfhaft meine Hände und sagte: wenn ich auch nur einer frohen Stunde im Leben noch theilhaftig werden soll, so kann es nur dadurch ge-

sehen, wenn ich mein Leben in einem Kloster, unter frommen Brüdern, unter Reue und Buße, unter Beten und Kasteien beschließen kann. — Ich machte ihm eine lebhaftere Vorstellung von den strengen Regeln unseres Ordens und ließ ihm nicht undeutlich merken, daß er, als ein Wüstling, sich schwerlich dazwischen finden würde, allein er schwur bei seiner Seligkeit, daß ihm keine Buße, wenn sie nur zur Seligkeit führe, zu schwer seyn würde. Ich wies ihm hierauf für die Nacht eine Zelle an, und machte an dem andern Tage dem gesammten Convent eine Vorstellung. Ein Beutel mit zweihundert Gulden, der letzte Rest seines Vermögens, war in meinen Händen, und ihm blieb die Zelle, er war ein Mitglied unserer Bruderschaft.

(Fortsetzung folgt.)

• Der Mensch und seine Erziehung.

(Fortsetzung.)

Wie bei der Bildung der Erkenntnißkräfte, so kommen auch bei der Cultur der Gefühlsanlagen der Kinder, soweit sich dieselbe vornehmlich auf die Familien-Erziehung durch Vater und Mutter erstreckt, nicht selten die tadelnswerthesten und verderblichsten Fehlgänge vor. Die sinnlichen Gefühle entbehren oft weniger der sorgfältigen und zweckmäßigen Beachtung, als die geistigen und edelsten, welche gerade in unsern Tagen auf dem Raume der häuslichen Erziehung so häufig unbeachtet bleiben oder — bei ihren leisen Spuren und Aeußerungen — gänzlich verkannt werden. Daran sind meistens die fehlerhafte äußere Behandlung und Umgebung des Kindes schuld, die alle — in dieser Lebensperiode erwachenden besseren Gefühle fast gänzlich unterdrücken, oder doch wenigstens dem bessern Emporkommen derselben so ziemlich hinderlich sind; gewöhnlich stehen da eine zu rauhe Erziehungswiese, geistlose Behandlung der Religion und die eigene Gefühllosigkeit der Eltern im Vordergrund. So sehr man besorgt seyn soll, daß die Gefühle — insbesondere die edleren — zweckmäßig angeregt und gebildet werden, ebenso ist zu verhüten, daß sie nicht übermäßig aufgereizt oder auf einen zu hohen Grad hinaufgespannt werden.

Insondere sind es die sympathetischen und religiösen Gefühle, auf deren fehlerhafte Cultur von Seite der häuslichen Erziehung hier hingewiesen und vor ihr gewarnt werden soll.

Die ersten werden so häufig dadurch abgestumpft, daß man den Kindern gestattet, Thiere zu quälen. Wie kann es dann anders seyn, als daß das Gefühl der wohlwollenden Theilnahme verdorben, irre geleitet und die Kinder auf der Bahn zur Unmenschlichkeit, Härte und Theilnahmlosigkeit an dem Wohl und Wehe Anderer fortgeleitet und jenes edeln und fruchtbaren Keimes schöner Handlungen beraubt werden! Mögen die Eltern nur so frühzeitig als möglich ihren Kindern Liebe und Achtung gegen die Mitmenschen einflößen, sich der Beispiele liebender Theilnahme bedienen und ihren Worten durch eigenes gutes Beispiel Kraft und Salbung zu verleihen sich bestreben, dann wird es um die Anregung und Leitung fraglicher Gefühle weit besser stehen, als es gewöhnlich der Fall ist. —

Das religiöse Gefühl der Kinder erhält in seiner Leitung und Bildung ebenfalls nicht immer jene Sorgfalt von Seite der Eltern, die es bei seiner Wichtigkeit für die Erziehung und Bildung des jungen Menschen überhaupt verdiente. Man unterläßt es so oft, das Herz der Kleinen zur Religion zu bilden und in sie hinein einen wahrhaft frommen, gottesfürchtigen Sinn nach Jesu und seiner Kirche Geist und Lehre zu pflanzen, um ihnen den sichern Weg zum wahren Leben zu zeigen und das Höchste des Menschen und dessen kostbares Kleinod zu verleißen und zu sichern. So frühzeitig als möglich diese herrlichen Gefühle, als die schönsten Blüten unseres Gemüths zu

wollen und zu nähren macht diesfalls die Aufgabe der Familien-Erziehung aus, zu deren Lösung das Beispiel der Eltern eben so viel beiträgt, als wenn man die Kleinen gewöhnt, gerne etwas von Gott zu hören, und ihnen den Cister der christlichen Religion — so weit es dem Alter und der Fassungskraft der Kinder angemessen ist — als das höchste Wesen menschlicher Heiligkeit und Güte aus seiner Geschichte darzustellen sucht.

Welch' großen und wohlthuernden Eindruck macht das fromme, gottergebene Mutterauge, das inbrünstige und andächtige Gebet zum liebevollen Vater aller Menschen, das Hinweisen auf dessen Güte und die aus derselben fließenden Wohlthaten für seine Kinder auf das unschuldige, für das Gute so sehr empfängliche Herz jener Unmündigen! Schade nur, daß diese naheliegenden Weckmittel nicht immer gewissenhaft angewendet und eben deshalb auch nicht durch einen guten Erfolg gekrönt werden. Recht oft ist es auch der Fall, daß zweckwidrige Mittel angewendet werden, um die Kinder schon frühe für Religion zu interessieren und ihr religiöses Gefühl zu erwecken und zu erhalten, welche — in den Augen der Eltern vernünftig und wirksam scheinend — gerade das vernichten, was man hervorlocken und befördern möchte. Hieher gehört insbesondere das — in unseren Tagen so häufig vorkommende, zu frühe Einführen der Kinder in die religiösen Versammlungen, sowie das mechanische Auswendiglernen von Formeln und Gebeten so lange nichts davon verstanden werden kann. Die Kinder werden dadurch nach und nach gleichgültig gegen die gottesdienstliche Feier und religiösen Handlungen; lernen bloß in die Kirche gehen, um Andern nachzuahmen, nicht aber deshalb, um da den unsichtbaren Schöpfer und Erhalter der Welt im Geiste und in der Wahrheit anzubeten; hören oft die — in Andacht versunkenen Gläubigen durch ein — Anfangs unberücksichtigt gelassenes unanständiges Betragen, und ihr Gebet besteht fortwährend in Worten, welche der Mund zwar spricht, von denen das Herz aber nichts weiß. Eltern! seid eifrig bemüht für die zweckmäßige Leitung und Belebung der religiösen Gefühle eurer Kinder — allererst durch eigenes gutes Beispiel. Jean Paul sagt eben so wahr als treffend: „Frömmigkeit kann Niemand lehren, der sie nicht selbst hat; wer keinen Gott im Himmel glaubt, weil er keinen in seinem Herzen fühlt, kann nichts als Heuchler oder höchstens heidnische Strolche erziehen.“ —

(Schluß folgt.)

Hochzeitsrede.

Von Ludwig Lenz.

(Es kommt, wenn die Wirkung dieser Scherzrede nicht verloren werden soll, Alles darauf an, daß die Musik rechtzeitig und in dem Moment einfällt, wo das Stichwort gegeben ist.)

Geehrte Anwesende!

Sie werden mir sämmtlich beistimmen müssen, daß eine Hochzeit bei den verschiedenen Theilnehmern auch die verschiedenartigsten Empfindungen hervorruft. Wahrhaft glücklich sind nur die Eltern des neuvermählten Paares; ihre Stimmung ist eine wirklich beneidenswerthe; sie sonnen sich in dem Glücke ihrer Kinder; sie blicken mit Stolz, mit unverhehlter Bewunderung auf sie; sie erinnern sich des eigenen frühlichen Hochzeitsfestes und der goldenen Tage ihrer Jugend, wo man noch die Menuett tanzte: —

Rel. Und als der Großvater die Großmutter nahm zc.

Ich komme jetzt zu den jungen, noch unvermählten Damen. Es ist kaum glaublich, in welche Aufregung sie eine bevorstehende Hochzeit versetzt. Zunächst nehmen sie natürlicherweise an dem Glück der schönen Braut den innigsten Antheil, sobald

diese Empfindung aber beseitigt ist, dann gewinnen mehr selbstsüchtige Gefühle die Oberhand. Sie preisen es laut, wie schön der Neuvermählten der Myrthenkranz stehe; indeß gibt es nicht Eine junge und unvermählte Dame, die nicht leise hinzusetzte: „Auch mich würde der Brautkranz gar nicht übel kleiden; ich bin doch auch hübsch; ich könnte doch auch jeden Tag vor den Altar treten, aber ach: —“

Rel. Die Männer sind alleweil sehr rar zc.

Wenn sie nur die Worte des eben gehörten Liebes vor sich hingemurmelt, dann seufzt sie. Es fällt ihr schwer auf's Herz, daß die Rosenzeit der Jugend so bald schwindet und daß einmal eine Zeit kommen dürfte, wo sie sich heimlich zusträubern müßte: —

Rel. Schier dreißig Jahre bist du alt zc.

Was die vermählten Damen betrifft, so nehmen sie jederzeit den herzlichsten, lautersten Antheil an dem Glücke eines jeden Brautpaares. Sie haben bereits erfahren, wie Lust und Leid in der Ehe wechselt, daß es darin viel heitere aber auch manche trübe Stunden gibt, allein sie wissen auch, daß ihnen ein Häubchen sehr gut steht und daß der Pantoffel in ihren Händen eine gefährliche Waffe ist. Wie manche unter den hier anwesenden jungen Frauen blickt nicht mit vor Mutterfreude strahlendem Angesicht auf ihr neben ihnen sitzendes Töchterchen und überrechnet in Gedanken, wie viel Jahre wohl noch darüber hingehen könnten, bis daß ihr Kind der Myrthenkranz schmückt. Dabei erwacht aber auch manche Sorge, denn sie weiß gar wohl, daß jetzt die erste Frage jedes Heirathscandidaten ist: —

Rel. Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt die Jule mit? zc.

Die Ehemänner, wenn sie nämlich in einem entfernteren Stadium der Ehe, das heißt, fünfzehn bis zwanzig Jahre verheirathet sind, können meist ein spöttisches Lächeln bei einer Vermählung nicht unterdrücken. Sie wissen, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, wie leicht die zärtlich süße Miene der Braut sich in eine großende, schwellende verwandelt, wie bald das schüchterne Mädchen eine gebietende Frau wird, wie oft — endlich — eine häusliche Fehde sich entspinnt. Wenn letzteres zuweilen eintritt, — und es kann ja nicht immer schön Wetter sein, — dann liegt die Schuld stets an ihnen, nicht an ihren Frauen. Warum geben sie nicht nach? Ein musterhafter Ehemann muß wie Summi elastisch sein: er muß nachgeben und sich ziehen lassen. Nur in äußerst seltenen Fällen ist das Recht auf seiner Seite, nur selten schmolzt eine Frau ohne Grund, dann aber setzte sich der Mann märrisch in eine Ecke und denkt: —

Rel. Wenn des nicht gut vor die Wangen ist zc.

Die Junggesellen, denen eine Hochzeit eine Lehre, ein Muster zur Nachahmung sein sollte, die Junggesellen, sage ich, sind am verstocktesten und gleichgültigsten. Statt auf die Stimme ihres Herzens zu hören, lauschen sie der Tanzmusik, statt in die Augen der Mädchen zu schauen und unter ihnen zu wählen, schauen sie in den Spiegel und wählen unter dem Weinsorten. Sie sind einmal so; ich kann's nicht ändern. Gott besser sei! — Wenn indeß ein junger Mann das Mädchen seines Herzens gefunden zu haben glaubt, wenn er ihm zärtlich ins Auge schaut, feurig die Hand ihm drückt und in Schwüren sich ergießt, dann heißt's: —

Rel. Eduard und Kunigunde zc.

Endlich komme ich zur Braut. — Geehrte Anwesende, erlassen Sie es mir, die Gedanken und Empfindungen derselben zu schildern, die der folgende Coral besser als alle Worte ausdrückt: —

Met. Nun danket alle Gott 16.

Ich wende mich jetzt zu dem Bräutigam. — Sie sind Alle begleitet, zu erfahren, was er denkt. Er denkt: —

Sapfenreich.

Gechte Anwesende, ich hoffe, Sie werden meine Rede für das nehmen, was sie ist — ein Scherz. Auch ihre Gedanken kenne ich. Ach, dürste ich nicht ihnen rufen: —

Met. So leben wir, so leben wir 16.

Condorjagd.

Der Condor, der größte Raubvogel auf Erden, hält sich meist auf den höchsten Spitzen der Anden auf; von einer Fingergelpe bis zur andern misst er fünfzehn bis zwanzig Fuß; sein Gefieder ist schwarz, sein Kopf und ein Theil seines Halses kahl, runzelig und häßlich. Seine Fänge sind so stark, daß er junges Vieh fortzutragen vermag, und er ist deshalb sehr gefürchtet in Südamerika, wo bekanntlich hauptsächlich Viehzucht getrieben wird. Wie aber diese starken, furchtbaren Thiere angreifen? Die Eier derselben sind nicht zu vernichten, weil die Vögel auf unzugänglichen Felsen nisten und nie einen Menschen auf Schußweite an sich herankommen lassen. Es bleibt deshalb nichts übrig, als Gift gegen sie anzuwenden. Es wird ein todtes Thier an eine Stelle gelegt, die man mit einer hohen Einfassung umgibt. In der Nähe, in einer gründbedeckten Hütte, halten sich die Jäger auf. Bald schweben die Condors über der lockenden Beute, und endlich schießen sie blitzschnell auf dieselbe herunter. Dann läßt man die Thüre der eingefasteten Stelle zufallen und die Räuber sind gefangen, denn diese risinhafte Vögel können sich nicht wieder zum Fluge erheben, wenn sie nicht erst einige Schritte weit laufen. Daran hindert sie die enge Einzäunung, aus der sie nur durch die Thüre wieder heraus können, wo die Jäger sie in zwei Reihen, bewaffnet mit eisenschlagenen Stöcken, erwarten und niederschlagen. In einiger Entfernung sind andere Jäger mit Gewehren aufgestellt, um die entkommenden niederzuschießen. Diese Mezelei ist übrigens sehr gefährlich, denn mit einem Flügelstöße oder einem Schnabelhiebe zerbricht der Condor einem Menschen einen Arm oder ein Bein.

Rath für Johann Protus, den Saufbold.

Helmführen wolltest eine Gattin Du?
Laß, Saufbold, den Gedanken nur in Rath;
Helmführen magte eine Gattin — Dich,
Auf daß der Trunk'ne nicht verire sich.

Miscellen.

Die Eheverung hat doch auch ihr Gutes und man will behaupten, sie habe hier und da schon besser gewirkt, als manche Predigt des Herrn Pfarrers. In vielen Familien sollen die Hausväter sparsamer, fleißiger und häuslicher geworden seyn, statt der Karten sollen sie jetzt mehr als sonst die Bibel zur Hand nehmen und statt des Weibehauses stüßiger das Gotteshaus besuchen. Dabel sollen nicht mehr so viel Ehezwistigkeiten und Prozesse vorkommen, als sonst.

Miserecordien.

Im russischen Bade saßen zwei Kranke, ein Ungar und ein Oesterreicher, die beide mit Fußleiden behaftet waren. Sie

wurden am schmerzhaften Fuße tüchtig mit Wolltuchern gelieben. Der Oesterreicher schrie vor Schmerz. Der Ungar sah phlegmatisch zu und lächelte. Als die Badedienere sich entfernten, sagte der Oesterreicher zum Ungar mit Thränen im Auge: „Aber Sie können Schmerz aushalten.“ „J.“ antwortete dieser, „hab den Krankenwärter verwischt, hab ihm g'sunden Fuß zum Frottiren hing'halten.“

†† In einer Nummer der „Allgemeinen Zeitung“ wurden an einem Tage die Worte „Schleswig“ und „Schleshaumwolle“ so oft gesetzt, daß in den Satzlasten alle „Sch“ vergriffen waren und man sich genöthigt sah einen großen Transport „Sch“ vom Auslande kommen zu lassen.

†† Der Münchner Volkswitz nennt die sieben Brauereien, welche wegen der Weigerung ihrer Besitzer, wohlfeiles Bier zu schenken, noch gesperrt sind, die sieben Todsünden.

†† Eine Frau vermißte, als sie ausgehen wollte, die Quaste, welche an dem Capuchon ihres neuen Burnuß herabhängt. Sie klagte diesen Verlust ihrem Manne. Mein liebes Kind, sagte dieser, Du mußt mir verzeihen, aus Versehen habe ich heute früh Deine Quaste statt meines Barbierpinsels ergriffen und sie zum Einseifen gebraucht.

†† Unter den Späßen, die über die explodirende Baumwolle carsten, ist auch folgender: Ein Schulknabe, der Abends zu spät aus der Schule kam, zog sich vom Vater eine Strafpöbel zu, welche, des größeren Nachdrucks halber, von einer Ohrfeige begleitet wurde. Auf einmal zerplatzt, ohne allen Kracher, des Knaben Kopf und Alles ringsumher ist von Ohren und Schädelstücken besetzt. Der unglückliche Knabe hatte sich in der Schule Speisewolle in die Ohren gesteckt. Seither kommen alle Schulknaben, wenn sie von ihren Eltern oder Lehrern eine Züchtigung erhalten sollen, mit der Drohung: „Rühren sie mich nicht an, oder ich explodire!“

†† Das sicherste Mittel, jeden Hund vorm Todwerden zu bewahren, soll nach einer nordamerikanischen Zeitung darin bestehen, ihm den Schwanz knapp hinter den Ohren abzuschneiden.

†† Eine Frau beklagte sich bei dem Capitain einer so eben in Cantonirung eingerückten Compagnie über einen Diebstahl, der in ihrem Hause von den Soldaten begangen worden. „Haben die Diebe denn Alles mitgenommen?“ fragte der Capitain. „Nein, mein Herr,“ antwortete die Frau, etwas haben sie noch gelassen.“ „Nun,“ erwiderte der Capitain, „so können es meine Leute nicht gewesen seyn, denn die nehmen Alles!“

†† Ein Herr befahl, beim Ausfahren, seinem Diener, zu sagen, wenn ein gewisser Herr käme, daß er den Mittag über nicht zu Hause seyn würde. Treuherzig fragte der Diener: „Was soll ich denn aber sagen, wenn er nicht kommt?“

†† Scherzfrage. In einem kleinen Häuschen sind drei Zimmer, eins ist möblirt und wird bewohnt, in das andere scheint weder Sonne noch Mond, und das dritte wird vertheilt — wie hängt das zusammen?

Zogograph.

Ich schenke Reiz dem trüben Leben,
Wenn Friede mich und Eintracht ziert;
Doch wenn ihr zankt, so wist, daß eben
Mein Berth alsdann den Glanz verliert.
Und wollt ihr auch verkehrt mich lesen,
Ich bleibe doch dasselbe Wesen.

Auflösung des Bildrathsels in Pro. 95:
Gummifelsium.